

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 19 (1943-1944)
Heft: 2

Artikel: Manöver-Skizzen
Autor: Biland, Alfons
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-704212>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Manöver-Skizzen

Als die Kompanie in die Alarm-Unterkunft marschierte, ging es gegen Abend. Aus der Talsenke, die das Dorf nordöstlich umgab, krochen graue Nebel. Sie nahmen den paar vergessenen Aepfen auf den kahl gewordenen Bäumen ihren Glanz und ließen sie verblässen. Unwirklich lagen die ersten Häuser vor der Spitze. Ohne Neugierde passierten die Kolonnen das Dorf. Sie machten Halt vor dem Schulhaus. Als die Säcke am Kopfende ihres Strohlagers lagen, marschierten sie zum Essen und frühzeitig legten sie sich zur Ruhe nieder. Nur wenige überkam die Lust, noch länger zu sitzen, denn am andern Morgen begannen die Manöver.

*

Sie begannen schon früher. Feindliche Patrouillen unternahmen mit starken Kräften Erkundungsvorstöße. Die im Schulhaus ruhende Kompanie wurde alarmmäßig bereit befohlen. Die Soldaten schlürften hastig den heißen Kakao und sammelten sich in ihren Gefechtszügen. In Zweierkolonnen bewegte sich die Kompanie ostwärts. Es war noch früh und die Morgendämmerung verbreitete nur einen fahlen Schimmer von Helle. Unserer sechs Mann wurden zur Feindführung abkommandiert. Wir liefen uns südlich zurückfallen. Oben auf der steilen Böschung sahen wir die langen Kolonnen schemenhaft im Nebel vorübergleiten. Nach einer kurzen Besprechung unserer Aufgabe marschierten wir vorwärts. Im faurischen Gras zeichnete sich unsere schmale Spur ab. Das Tempo, das wir anschlugen, war scharf und die kurzen Atemstöße erzeugten in der feuchten, nebligen Morgenluft kleine frische Wolken. Viel wurde nicht gesprochen, denn Packung und Waffen machten uns genug zu schaffen. Als es langsam hell wurde, waren wir bereits eine Stunde unterwegs. Wir überquerten eine gut tausend Fuß breite Waldlichtung und erreichten einen schmalen Streifen niedriges Gehölz, wo wir Halt machten. Unten in der Talsenke lag ein Dorf, in dem der Feind Quartier bezogen hatte. Durch das Glas suchte der Unteroffizier Haus um Haus ab. Der Gegner schien schon lange munter. Er rüstete sich zum Abzug. Einer der unsern wurde mit einer Meldung zurück zum Kommandanten geschickt. Wir lehnten uns an drei einsam dastehende, mächtige Eichen und verfolgten den Kampf des gelblich roten Sonnenballs mit dem Nebel. Langsam drang das Licht sieghaft durch und als die Sonne ihr neckisches Spiel mit den Tauperlen auf dem kurzen Grase begann, marschierten auch schon unsere Züge in die Bereitstellung auf der Krete.

Ein Angriffsbefehl wurde nicht gegeben. Wir warteten lange bis gegen die Mittagsstunde, bis wir unsern Vormarsch aufnahmen, aber wir blieben ohne Gefechtsführung. Erst gegen Abend stießen unsere Patrouillen auf die feindlichen Nachhuten. Wir erreichten noch einen Juraausläufer und blieben stehen. Wir hatten die letzten Anhöhen keuchend erklimmt, aber als wir oben waren, froren wir jämmerlich. Das nasse Hemd lag eiskalt auf dem Rücken,

aber es blieb uns nichts anderes übrig, als auf dem Felde zu biwakieren — ohne Feuer. Einer in unserer Nähe erzählte Witze, aber niemand hörte ihm zu. Wir waren schweigend mit uns selbst beschäftigt.

*

Gegen Mitternacht wurden unsere Einheiten umgruppiert. Wir brachen auf und marschierten zurück. Die Nacht war nun klar, aber eisig kalt. Abwechselnd führte unser Weg durch Wald und Wiesengelände, bis wir in einem Weiler von rund fünfzig Häusern Halt machten. Ein paar findige Leute hatten bereits drei geräumige Quartiere in Scheunen festgestellt. Unser Zug wandte sich dem westlichen Dorfausgang zu. Der Bauer schlief und wir öffneten selbst das Scheunentor. Später kam ein dralles Bauernmädchen mit verzausten Haaren und brachte uns heißen Tee, der leicht «inspiriert» war. Die Soldaten schlürften ihn gierig, während der Leutnant beim Schein einer Taschenlampe die Sicherung organisierte. Zwei, drei Stunden blieben uns für den so notwendigen Schlaf, dann brachte die Feldküche den Kakao und ein jeder füllte seinen Gemellendeckel bis zur Neige. Als sich alle einen Platz gesucht hatten, bot sich ein wahrhaft komisches Bild. Drei saßen droben auf der Tenne und ließen ihre Beine mit den schweren Marschschuhen herunter baumeln. Einer thronte wie ein Feldherr auf dem Lenkersitz einer Grasmähmaschine. Wieder andere saßen in der mit Stroh gefüllten Futterkrippe und die übrigen lagen auf dem spartanischen Nachtlager einer dünnen Schicht Stroh auf dem Boden der Scheune. Nicht viel Zeit blieb übrig, um diese seltsamen Eindrücke aufzunehmen. Wir mußten um sieben Uhr in der Ausgangsstellung sein. Jetzt war es 5 Uhr 30 und um 7 Uhr 15 war der Angriff befohlen. Noch wurden schnell die Zigaretten angesteckt und die Züge setzten sich in Bewegung, um sich vor dem Weiler zu vereinigen.

*

Wir waren schon eine Viertelstunde vor sieben Uhr in der Bereitstellung angelangt. Wir lagen verteilt am Waldausgang eines sich dunkel gegen Westen ziehenden Berges. Kaum zweihundert Meter unterhalb unserm Lager wuchs aus dem vom Dämmerlicht durchwebten Horizont ein kleines schlanges Kirchlein hervor. Später zeichneten sich immer deutlicher die Häuser ab. Als sich die Minuten nach sieben Uhr mehrten, erkannten wir ein schmuckes Bauerndorf, in dem der Feind sich nichtsahnend in aller Ruhe zum Aufbruch rüstete. Die Befehle für unsere Truppen waren bereits ausgegeben. Als der Zeiger auf das erste Viertel hüpfte, begann der Angriff mit aller Heftigkeit.

Aus gut geschützten Stellen jagten die schweren Maschinengewehre abwechselnd lange und wieder kurze Feuerstöße, unter die sich das Pfeifen der Minenwerfer und das dumpfe Bellen der Infanteriekanonen mischte. Unter dem Feuerschutz stürmten die Infanteristen nach vorn. Wir waren Re-

serve und konnten dieses Bild in seiner ganz einzigartigen Eindringlichkeit beobachten. Als die ersten Lmg.-Posten der «Blauen» wütend anschlugen, saß das Gros der Unrigen bereits am Dorfeingang. Das hastige Knattern der leichten Automaten verschob sich von Haus zu Haus. Die Ueberraschung war vollständig, als die links und rechts vom Dorf ausholenden Kompanien die Stellungen des Gegners aufzurollen begannen. Nach einer halben Stunde verstummten auch die letzten Karabiner. R. war genommen, die erste Etappe der gesteckten Ziele erreicht.

*

Die Ausgangsstellung für die zweite Phase lag 23 Kilometer westlich. Sie mußte friedensmäßig noch am gleichen Tage erreicht werden. Mit müden Beinen und viel Schlaf kamen wir abends in F. an. Am frühen Morgen brachen wir auf. Nach sechs Marschstunden vereinigten sich die «weißen» Einheiten mit ihren leichten und schweren Waffen auf einer weit ausladenden Höhenstellung. Im Stabsquartier wurde der Angriff besprochen. Wir lagen im Walde. Durch das kahle Geäst verirrten sich einige schmale Sonnenstrahlen der milden Herbstsonne. Es war eine letzte Ruhe vor dem Sturm.

Dieser war lang und heftig. Ueber eine kilometerlange Talsenkung mußte das X-Joch gestürmt werden. Auf der rechten Seite lagen die schweren Waffen in Bereitstellungen. Die Hauptmasse der Infanterie weiter hinten in Deckung. Als der Angriff begann, hämmerten die Mg. auf die vordersten Stellungen der «Blauen», während die Füsiliere in gelösten Gefechtsformationen im Einzelsprung der nächsten Senkung zueilten, die gute Deckung bot. Jeder von uns fand dies wohl ein schönes Bild, das Auf und Ab über Hügel und weiche Mulden bis zum Fuße des Jochs. Das «Sturmfieber» hatte uns gepackt und wir stürmten keuchend und schwitzend. Erschöpft warfen wir uns an die Böschungen, an die wir uns im Laufschrift herangeprescht hatten. Nach einem hastigen Verschnaufen krochen wir über die Versenkung hinaus und nahmen die nächste. Das alles wiederholte sich wohl ein dutzendmal, bis wir am Fuße des Jochs angelangt waren. Der Widerstand von der Krete herab wurde schwächer und wir kamen schließlich ohne große Mühe oben an. Die Höhenstellung war erreicht.

*

Noch waren unsere Aufgaben nicht ganz erfüllt. Gegen Abend erfolgte ein breit angelegter Angriff gegen die gegnerischen Stellungen in der Tiefe. Die Dämmerung senkte sich schon langsam herab, als die beiden Kampfgruppen aufeinanderprallten. Aber der Feind war zu schwach. Sein Feuer verzog sich immer mehr in westlicher Richtung und als die Nacht ihren dunklen Mantel über Freund und Feind ausbreitete, kehrte langsam die Ruhe wieder ein. Wir schickten Patrouillen aus und stellten die

Wachen. Hinten in der Senkung begannen die ersten Lagerfeuer aufzuleuchten. Wir kochten eine Soldatensuppe und steckten einen Glimmfengel an. Vier schwere Tage lagen hinter uns und wir machten uns auf noch schwerere gefaßt. Aber die Stimmung war friedlich und gut.

Das Signal zum Gefechtsabbruch über-raschte uns, als wir an das Morgen dachten. Ich sah in aller Augen ein frohes Aufleuchten, denn es bedeutete nach vier strapazenreichen Tagen und Nächten das erste gute Quartier und eine kräftige Verpflegung.

Nach zwei Stunden Marsch erreichten wir

die kleine Stadt. Aber wir waren munter und guter Dinge. Der «Türk» war zu Ende und damit das Schwerste, wenn auch das Schönste vorüber. In der Ferne sahen wir zum erstenmal nach fast fünf Tagen ein Zug durch die Ebene rasen. Fast etwas staunend sahen wir ihm nach. Lmg. S. Alfons Biland.

Der Genie-Funker

In schweren Schritten arbeiten sich sechs Funker bergwärts. Ihre Lasten, graue Kisten und der Tretgenerator, ragen über die Köpfe hinaus. Auf zwei Reffen sind die Sturmpackungen und die Verpflegung gepackt. Der Spitzenmann flucht ob seinem Generator und stemmt sich unwirsch von Block zu Block höher. Wenn nur der Gratweg bald käme! So bräunen sich die schweißigen Arme und Nacken unter der brütenden Nachmittagssonne.

Nach Stunden mühseligen Aufstieges durch graues Gestein taucht plötzlich die Hütte auf! Unter Aechzen werden die Lasten deponiert. Aber kein Wort von Ruhe oder Wasser: Zuerst Antennenbau! Da keine Wetterfanne und kein Felsen in der Nähe ragen, wird der Mast zwischen den groben Felsbrocken verankert. Fleißige Hände haben die Apparate verkabelt. «Motor!» Der Tretgenerator, «Eugen» genannt, summt sein monotones Lied und erfüllt die ganze Hütte damit. Geschäftig tickt der Taster in der Hand des Telegraphisten und jagt Reihen von Morsezeichen in den Raum hinaus. Aufatmend streckt sich der Telegraphist: «Er hat ihn!» Der Bann ist gelöst: In der Küche rasselt das Geschirr und knallt Holz auf dem Herd, im Schlafrum nebenan poltert einer herum, Wasser wird vom Sturzbach hergetragen. Aber der Mann am Taster kümmert sich nicht drum. Unentwegt füllt er Telegrammformulare. Mit raschem Spiel quiffiert er, um sofort ein neues Blatt zu beginnen. Der Stationsführer setzt das Aufgenommene in Klartext um.

«Funkwache!» hat die Gegenstation befohlen. Das heißt, nur ein Mann muß an der Kiste bleiben. Die andern waschen und verpflegen sich. Es geht aber nicht lange, so kriechen sie auf die Pritschen. Der vorderste bindet sich die Signalschnur ans Bein, um vom Telegraphisten rasch geweckt werden zu können.

Zwei bleiben: Die Wache draußen und der Funker am Gerät. Beim Ein-nachten wird's lebendig im Hörer: Tiefe, kreischende, pfeifende, brummende, rauschende, hell auf- und rasch wieder abklingende Zeichen kreuzen und überdecken sich im Aether. Ein ungeheures Gewimmel, das für die Wache

außerordentlich ermüdend wirkt. Und immer mehr Sender werden hörbar. Ein gewaltiges Tonmosaik, ein Sprühregen. Schlaftrunken taumeln die Ablösungen an die Apparate. Nach einigen Minuten schläfert aber das Geprickel im Hörer doch ein. Verbissen wehrt sich der Funker gegen seine Müdigkeit. Hin und wieder meint er, von der Gegenstation gerufen zu werden. Einige Takte Musik mischen sich ins Konzert. Man wird wirr im Kopf. Die Instrumente am Sender beginnen vor den Augen zu tanzen. Das Tagebuch ist sauber nachgeführt. Gelangweilt wird da und dort ein Buchstabe ausgebessert, der Funkbefehl zum xten Mal durchgelesen. Der Schädel brummt, die Augen brennen, ekliger Petrolgeruch schwellt aus der trüben Funzel empor — aber keine Sekunde

darf der Funker weg! Unaufhörlich muß der Empfänger bedient werden, kein Zeichen darf verloren gehen, wenn die Gegenstation endlich aufruft. Da — msr v piu msr msr v piu k — jetzt geht's wieder los! Ein Ruck an der Signalschnur, ärgerlich beginnt der geweckte Kamerad zu trampeln. Und dann jagt ein Telegramm das andere. In unheimlichem Tempo werden die Quittungen durchgespielt. Da und dort veranlaßt eine Störung Rückfragen. Aber die beiden Telegraphisten haben sich rasch eingespielt und steigern ihr Tempo noch. «Unterbruch bis 7!» Stolz ob der flotten Arbeit tastet der Funker genießerisch sein «ar». Für eine Stunde löst er noch die Schildwache ab. Doch selbst hier noch dröhnt es ihm durch den Kopf do-di-di-di-do ... gu.



Unaufhörlich muß der Empfänger bedient werden. (VI B 9246.)